

The book cover features a central diamond-shaped frame with a white border. Inside the frame, the top half shows a landscape with rolling brown hills under a bright yellow sun with rays, set against a green background. Two hands are shown holding green branches with leaves and small red berries, one on the left and one on the right. The bottom half of the frame shows a large, leafy green tree with a brown trunk. A woman with long dark hair, wearing a yellow shirt and red pants, is sitting on a branch of the tree, looking up at the sky. The background behind the tree is dark green with small white stars. At the bottom of the frame, there are stylized city buildings in shades of green and grey. The title 'DIE WELT, VON DER ICH TRÄUME' is written in white, uppercase letters across the top half of the diamond.

DIE WELT,  
VON DER ICH  
TRÄUME

Marie Pavlenko

THIENEMANN





„In der Sahara gab es Seen,  
vielleicht wird es sie dort eines  
Tages wieder geben.“

Théodore Monod, Méharées

Vom Hochsitz aus sucht sie mit dem Blick die endlose Sandwüste ab. Die fernen Dünen flirren in der heißen Luft, und sie kneift die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

Hinter ihr wippt ein Ast. Die jungen Blätter vibrieren, der Ast schaukelt im Wind auf und ab. Er hebt sich, senkt sich und streift dabei den Hinterkopf der Frau, die ihn mit der Hand wegschiebt und sich wieder auf die Wüste konzentriert.

Himmel und Erde verschmelzen miteinander.

Plötzlich steigt am Horizont eine Sandsäule auf. Sie ist winzig, doch die Frau hat sie sofort bemerkt.

Sobald sie sich sicher ist, wer sich da nähert, dreht sich die Frau um und ruft dem Jungen zu, der am Fuß des Hochstands wartet:

„Da kommen die letzten Gäste.“

„Dann darf ich gleich aus dem Buch vorlesen?“

„Ja, sobald sie angekommen sind und sich gewaschen haben, kann das Fest beginnen. Und du darfst aus dem Buch vorlesen. Lauf und verständige den Rat!“

Der Junge lächelt, dreht sich um und läuft flink zwischen den Schlingpflanzen, den Wurzeln und Sträuchern davon.

Die Frau schaut ihm nach, bis er in dem Wald verschwunden ist, der gleich hinter dem Hochsitz beginnt. Eine Weile hört sie noch das Trommeln der kleinen Füße auf dem von altem Laub bedeckten Waldboden, dann kehrt wieder Stille ein.

Sie richtet sich auf, fährt sich mit der Hand über das Haar, steckt es ordentlicher hoch. Sie wischt etwas Staub von ihrer Tunika und wartet auf die Ankunft der Karawane.

Sie würde es sich niemals anmerken lassen, doch auch sie kann es kaum erwarten, dass mit der Lesung des Buchs begonnen wird.





Die Wüste erstreckt sich, so weit das Auge reicht. Drei Farben dominieren: Das marmorierte Ocker des glühend heißen Sands, das tiefe Blau des Himmels und, am Fuß einer Düne, ein schwarzes Dreieck, das in dieser Unendlichkeit sehr verloren wirkt.

Das Zelt der Ältesten.

Das ist unser Ziel.

Der Geruch der Suppe steigt mir in die Nase. Unsere Mütter haben gesagt, dass wir uns beeilen sollen, damit sie heiß bleibt. Ich halte Tewidas Hand. Ihre langen lockigen Haare kitzeln mich am Unterarm.

„Bist du so weit?“

Sie schwenkt ihren Stock, ein langes Ding aus irgendeinem harten Material, das in der großen Stadt gekauft wurde. Ich drehe mich ein letztes Mal nach unserem Lager um. Meine Mutter steht allein am Eingang unseres Zelts und macht mir Zeichen, dass ich mich beeilen soll. Tewidas Mutter nickt. Zu wissen, dass sie uns beobachten, beruhigt mich.

„Lass uns gehen!“

Ich habe Angst, will es aber nicht zeigen. Ich setze einen Fuß vor den anderen und die biegsamen Sohlen meiner Sandalen versinken bei jedem Schritt im Sand. Ich gehe langsam und gebe mir dabei alle Mühe, selbstsicher zu wirken. Meine feuchte Hand verrät mich. Sie rutscht in Tewidas Hand hin und her.

Sie ist zwei Jahre älter als ich, aber bereits größer als meine Mutter. Ihr Körper ist der einer Frau. Ich bin zwölf Jahre alt und sehe immer noch aus wie ein Kind. Abgesehen davon darf



ich mir die Haare noch nicht wachsen lassen. In unserem Stamm muss man sie sich so lange abschneiden lassen, bis man in den Kreis der Frauen aufgenommen wird. Darauf werde ich noch lange warten müssen.

Das schwarze Dreieck wird größer.

Tewida lächelt mir zu.

„Da ist nichts am Horizont. Wir werden heute nicht gefressen.“

Ich betrachte die Felsen, die sich wie missgestaltete Ungeheuer vor dem Himmel abzeichnen. Die Raubtiere verstehen sich ausgezeichnet zu tarnen. Sie lauern in den Spalten des zerklüfteten Gesteins. Ich verlasse das Lager normalerweise nicht und bin ihnen noch nie begegnet. Doch in manchen Nächten schleichen sie sich bis an den Rand unseres Lagers und ihr Gebrüll klingt dann sehr nah.

Die Jäger kennen sie gut. Gelegentlich bringen sie Felle mit. Die Felle sind sandfarben, mit schwarzen Tupfen, die Schädel haben mächtige Kiefer mit scharfen Zähnen.

Tewidas Stock soll uns als Waffe genügen.

„Beschrei es nicht“, murmle ich, „die Raubtiere sind listig.“

Ich zögere, bevor ich ausspreche, woran ich die ganze Zeit denken muss.

„Was machen wir, wenn wir von der Ältesten nur noch die Leiche finden?“

„Du weißt so gut wie ich, dass niemals eine Leiche zurückbleibt. Das ist doch der Grund, warum sich die Ältesten weit weg vom Lager niederlassen. Die Raubtiere, die sich da draußen herumtreiben, riechen sie und schleppen sie dann fort.“



Tewida ist sich ihrer Sache ganz sicher, ich habe trotzdem Zweifel. Die Älteste ging vor zwei Monden ins Exil. Ein Rekord. Normalerweise ist das Zelt schon nach ein paar Tagen leer.

So ist der Brauch: Wenn ein alter Mensch zu gebrechlich ist, um seinen Teil beizutragen, wenn er für die Gemeinschaft zur Last wird, dann beruft er eine Versammlung ein und bittet um die Murfa. In den meisten Fällen wird sie von den Männern und Frauen bewilligt. Am nächsten Morgen verteilt der alte Mensch sein Hab und Gut, er verschenkt alles, was er besitzt. Wenn es allmählich Abend wird und die Sonne den Horizont berührt, spricht der alte Mensch seinen Eid. Danach wird er von allen zur Murfa begleitet, zum Zelt des Exils. Von da an bringt ihm eine Familie nach der anderen zu essen, bis zu dem Tag, an dem ein Raubtier ihn verschleppt. Das Zelt wartet dann auf seinen nächsten Bewohner.

Eine heiße Brise kommt auf. Unsere langen Tuniken knattern im Wind.

„Ich glaube, die Älteste macht den Raubtieren Angst“, flüstere ich.

Tewida schaut mich mit gerunzelten Brauen an und verkneift sich das Lachen.

„Samaa, alle oder fast alle finden dich komisch, dich und deine verrückten Pläne, Jägerin zu werden. Und weil du ständig in dem seltsamen Buch liest. Ich verteidige dich immer, weil ich dich gernhabe, aber wenn du so weitermachst, werde ich eines Tages ebenfalls glauben, dass du verrückt bist. Die Älteste macht niemandem Angst, und schon gar nicht den Raubtieren.“



Sie spinnt sich etwas über die Bäume zusammen, aber das ist schon alles. Und sie ist zäh. Manche Alte sind so.“

Ein Windstoß wirbelt Sand auf, und er fliegt mir in die Augen. Die Suppe in dem Suppentopf, den ich in meinem Beutel trage, schwappt hin und her.

Die Älteste ist so alt, dass sich niemand mehr erinnern kann, wann sie geboren wurde. Beinahe ist es, als wäre sie schon immer alt gewesen. Sie stand Generationen von Frauen bei der Geburt bei, pflegte sie und rettete den Neugeborenen das Leben. Sie ist diejenige, die mich auf die Welt geholt hat. Meine Mutter hat mir schon tausendmal erzählt, dass ich in ihrem Bauch verkehrt herum lag. Es hätte auch schiefgehen können, doch die Älteste zwang mich, mich zu drehen. Die Frauen achten sie, obwohl sie ständig Unsinn erzählt. Viele haben geweint, als sie erklärte, ins Exil gehen zu wollen. Die Männer dagegen verachten die Älteste. Kein Wunder, denn je mehr Bäume die Jäger nach Hause bringen, desto stärker regt sich die Älteste auf. Sie behauptet, man dürfe die Bäume nicht fällen, sondern müsse sie verehren. Nur die Bäume, sagt die Älteste, können unser ödes Land wieder fruchtbar machen.

Wie schon gesagt, sie redet nur Unsinn.

Die Jäger ermöglichen uns, zu überleben. Wenn sie in die große Stadt gegangen sind, um das Olts zu verkaufen, die gefällten Bäume, dann kommen sie mit Wasser zurück, mit maschinell hergestellten Lebensmitteln, mit Konservendosen, mit Medikamenten, mit Sauerstoff in Flaschen, mit Stoffen und Garnen. Von dem, was sie mitbringen, können wir mehrere Monate lang leben.



Haben die Jäger dagegen keinen Erfolg und finden keine Bäume, die sie fällen können, dann brechen harte Zeiten an. Wir werden alle dünner, die Knochen zeichnen sich unter der Haut ab, die Schultern werden spitz. Das Atmen fällt uns schwer und die Zunge wird immer dicker, bis man meint, an ihr zu ersticken.

Und schließlich sterben wir.

Ich habe schon drei Hungersnöte erlebt.

Jede wurde dadurch ausgelöst, dass andere Jäger den Jägern unseres Stammes zuvorgekommen waren. Auf ihre langen Expeditionen müssen sie genügend Proviant mitnehmen können. Wenn sie nichts mehr haben, kehren sie zum Lager zurück, um sich wieder mit allem Nötigen zu versorgen. Seit meiner Geburt passierte es dreimal, dass sie mit leeren Händen zurückgekehrt sind. Unsere Händler konnten nicht in die große Stadt gehen. Wir hatten kein Wasser mehr. Keine Lebensmittel. Und keinen Sauerstoff. Ich habe nur deshalb überlebt, weil mir meine Mutter ihre Rationen gab und mich aus ihren Sauerstoffflaschen inhalieren ließ, Flaschen, die sie für schlechte Zeiten unter ihrem Nachtlager gebunkert hatte. Mein Vater zog sofort wieder mit den anderen Jägern los, um all jene Dolinen abzusuchen, in denen sich die letzten Bäume versteckten. Ich erinnere mich an die Augen meiner Mutter. Wenn sie hungert, sehen sie anders aus, sie werden dann ganz groß und machen mir Angst.

Ich weiß nicht, wer bei den ersten Hungersnöten gestorben ist, ich war damals noch zu klein. Ich kann mich nur noch an die hohlen Wangen meiner Mutter erinnern und dass mir die



Zunge im Mund festklebte. An die dritte Hungersnot erinnere ich mich besser: Zwei Babys, ein Kind, sieben Frauen und zwei Männer lagen auf dem Teppich, der auf der Totendüne ausgebreitet worden war. Ihre Lippen hatten sich lila verfärbt, ihre Haut war grau. Sie waren an der Wüstenluft erstickt. Oder sie hatten zu lange gehungert. Oder beides.

Die Erwachsenen brachten sie nacheinander aus dem Lager, einen nach dem anderen. Ich half mit. Der Junge, den ich hinter mir herschleppte, war schwer. Seine Beine zogen zwei parallele Furchen durch den Sand. Viele dieser parallelen Furchen führten von unserem Lager zur Totendüne. Wir legten die Leichen nebeneinander auf den Teppich und baten die Raubtiere, sich ihre toten Körper zu holen, aber ihre Erinnerungen zurückzulassen, damit diese Erinnerungen bei uns blieben und Teil von uns werden konnten. Drei Nächte lang sangen wir, und bildeten dabei einen großen Kreis. Doch brannte in der Mitte des Kreises kein Feuer, denn auch unsere Vorräte an Rosasteinen, unserem Brennmaterial, waren erschöpft. Wir sangen leise unter den Sternen und unsere schwachen Stimmen versickerten in der Dunkelheit. Meine Mutter weinte, aber über ihre Wangen rollte keine einzige Träne. Ich schlief beim Singen ein. Ich lag auf dem Boden und sang immer weiter und war fest davon überzeugt, dass wir alle sterben müssten und dass ich meinen Vater niemals wiedersähe.

Die Rückkehr der Jäger ließ Hoffnung aufkommen, doch essen und trinken konnten wir erst, als die Händler zurückgekehrt waren. Bis dahin mussten wir weitere Leichen zur Totendüne schaffen.



Wenn die Jäger Erfolg haben, leben wir.

Ein Stein, der unter dem Sand versteckt lag, bringt mich zum Stolpern und ich schreie erschrocken auf. Tewida verdreht die Augen.

„Pssst!“

Verärgert kneife ich die Lippen zusammen und beschleunige meine Schritte. Tewida hat ja recht: Letzte Nacht habe ich ein Raubtier schreien hören. Es war einer dieser lang gezogenen Schreie, die immer höher werden und mit einem irren Lachen enden.

Hatte es die Älteste geholt?

Vor uns ist das Zelt. Trotz der erdrückenden Hitze fröstle ich. Wir bleiben vor dem Eingang stehen und ich gebe mir Mühe, ruhiger zu atmen. Tewida lässt meine Hand los, wirft mir einen Blick zu, drückt den Rücken durch und betritt das Zelt.

Widerwillig folge ich ihr. Meine Hände, die die Beutelgriffe halten, verkrampfen sich



Es dauert ein paar Sekunden, bis sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt haben. Der dicke Stoff der Zeltbahnen hält die Hitze ab, sodass es hier drinnen etwas kühler ist als draußen. Mein Blick wandert durch den kleinen Raum. Ich sehe die Feuerstelle in der Mitte mit dem Brennstein, der abends das Feuer nährt, ich sehe die beiden Sauerstoffflaschen, die auf dem Teppich liegen, und das Sandalenpaar daneben.



Und die Älteste.

Sie ist immer noch da.

Sie sitzt hinten auf ihrer Strohmatte und spielt mit Würfeln.

Sie lebt schon seit zwei Monaten hier. Wie hat sie das nur geschafft?

Sie muss eine Hexe sein ...

Tewida schubst mich auf sie zu. Ich hole den Suppentopf aus dem Beutel, nehme den Deckel ab, gehe zu der Ältesten und halte ihr den Topf hin. Sie hebt nicht den Blick, sondern spielt ihr Spiel wortlos zu Ende. Ich trete von einem Fuß auf den anderen.

Als sie endlich zu uns aufschaut, trifft mich der Blick ihrer eisblauen Augen inmitten des pergamentgelben Gesichts wie ein Blitz. Ich zittere und ein paar dicke Tropfen Suppe fallen leise klatschend auf den Teppich, der über den Sand gebreitet ist.

Die Älteste lächelt und ihre knochigen Finger greifen nach dem Topf. Dann klopft sie mit der Hand auf die Strohmatte.

Sie will, dass ich mich neben sie setze.

Das ist genau der Grund, warum ich ihr ihre verflixte Suppe nicht bringen wollte. Bis zum heutigen Tag war es mir immer gelungen, mich vor dieser Aufgabe zu drücken, aber es war klar, dass ich irgendwann dran war. Alle anderen Kinder hatten es schon machen müssen, einer nach dem anderen.

Tewida setzt sich gegenüber der Ältesten auf den Teppich. Ich schlurfe zu der Strohmatte.

Und warte.

Geräuschvoll trinkt die Älteste ihre Suppe und bekleckert sich dabei. Als sie sich zu mir dreht, tropft ihr Suppe vom Kinn.



„Sehr lecker, du wirst deiner Mutter sagen, dass ich ihr danke, Samaa.“

Sie erinnert sich an meinen Vornamen. Sie kennt die Vornamen aller Mitglieder unseres Stammes.

Sie lächelt wieder und fasziniert starre ich auf die schwarzen Löcher in ihrem Mund. Wie viele Zähne hat sie denn überhaupt noch? Ich würde es sie am liebsten fragen, doch ich lasse es wohl besser.

„Du wachst zu einer sehr hübschen jungen Frau heran, Tewida. Wenn die Wüste will, wirst du bald einen Ehemann und schöne Kinder haben.“

Was für ein albernes Kompliment! Tewida senkt den Blick und windet sich verlegen.

„Aber nimm keinen Jäger zum Mann. Denn das sind alles Dummköpfe“, fügt die Älteste hinzu.

Tewida ist deutlich anzusehen, wie sehr sie sich über diese Bemerkung ärgert. Wir sind erst ein paar Minuten hier und schon fängt sie wieder von ihren Bäumen an. Warum merkt sie denn nicht, wie sehr sie allen damit auf die Nerven geht?

„Ach, meine lieben Mädchen, wenn ihr doch die Welt hättet sehen können, wie sie früher war ...“ Ich suche Tewidas Blick, doch diese Verräterin schaut ganz woanders hin. Sie muss immer die Brave spielen! Ich seufze auffällig laut, doch die Älteste fährt unbeirrt fort.

„Früher versteckten sich die Bäume nicht in den Dolinen. Man sah in ihnen nicht nur totes Olts, diesen begehrten Stoff, auf den die Idioten in der großen Stadt so wild sind. Die zu glauben scheinen, dass Olts nur dafür da ist, zu hübschem Tand



verarbeitet zu werden, der die Salons der hirnlosen Reichen schmückt! Früher waren die Bäume überall. Groß, edel und majestätisch wuchsen sie an den Straßenrändern, in den Gärten der Häuser. Es gab sogar ganze Wälder. Wisst ihr überhaupt, was ein Wald ist? Nein, natürlich könnt ihr das nicht wissen. Sie sind schon so lange verschwunden. Ein Wald, das ist ein Gebiet, in dem Hunderte, Tausende von Bäumen stehen, Bäume mit hohen Stämmen, mit Rinde, die giftig sein oder Krankheiten heilen kann, mit Blättern und mit nahrhaften Früchten. In den Wäldern war es schattig und kühl, und deshalb lebten in ihnen viele Tiere, viele Vögel, in ihnen war überall Leben. In den Wäldern gab es Quellen, Wasserfälle, Bäche, sogar Flüsse, die große Seen speisten.“

Bla bla bla.

Ich höre nicht mehr hin. Meine Meinung kann sie sowieso nicht ändern.

„Was ist denn ein See, Älteste?“

Oje! Natürlich muss Tewida auch die brave Schülerin spielen. Und schüchtern tun, den Blick senken, mir zulächeln ... Manchmal ertrage ich sie einfach nicht mehr!

„Ein See, das war eine große Wasserfläche, so still, dass sich darin der Himmel spiegelte. Wenn die Jäger in die Dolinen hinabsteigen, finden sie dort mitunter Wasserflächen, aber die sind klein, das sind nur Teiche oder Pfützen. Manche dieser Seen, die es früher gab, waren so groß, dass man von einem Ufer aus das andere Ufer nicht mehr sah.“

Die Älteste schlürft weiter ihre Suppe. Sogar ihre Schluckgeräusche sind laut. Ich sehe, wie sich die Muskeln ihres faltigen



Halses bewegen. Ich finde sie widerlich. Ich will hier weg. Doch wenn meine Mutter erfahren würde, dass ich weggelaufen bin, weil ich den Anblick des faltigen Halses der Ältesten nicht mehr ertragen konnte, wird sie mich zwingen, jeden Tag herzukommen. Lieber würde ich sterben.

„Und wie kann ein Baum Krankheiten heilen, Älteste?“

Tewida kann es einfach nicht lassen.

„Wenn du die Rinde zerstößt oder die Blätter, um einen Brei zu erhalten, den du auf die Wunden aufstreichst, dann heilen sie schnell. Wenn du die Beeren an den Sträuchern pflückst und isst, wirst du von deiner Krankheit geheilt oder stirbst. Die Bäume haben tausend Gesichter. Nur leider ging uns das Wissen über sie verloren.“

Ich habe noch nie einen aus der Erde wachsenden Baum gesehen. Natürlich kenne ich gefällte Bäume. Und ich kenne Sträucher: Das sind Stangen, die aus dem Boden ragen wie magere Arme, mit starren spitzen Stacheln. Sie stehen hier und da in der Wüste, ich habe sie gesehen, wenn unser ganzer Stamm an einen anderen Ort umzieht, den die Jäger zuvor ausgekundschaftet haben. Mama sagt, dass wir seit meiner Geburt viermal umgezogen sind. An den vorletzten Umzug kann ich mich gut erinnern. Das war, als ich zum ersten Mal bewusst Sträucher gesehen habe.

Damals war ich noch sehr naiv und glaubte, wir würden ewig leben. Ich saß auf den Schultern meines Vaters und konnte ganz weit sehen, weiter als jemals zuvor. Die Sonne schien mir ins Gesicht und brannte auf die Hautstellen, die das um den Kopf geschlungene Tuch nicht bedeckte, und ich fragte mich:



Woher wissen die Jäger, wo sie hingehen und wo sie stehen bleiben sollen? Schon damals brannte in mir der Wunsch, Jägerin zu werden und unter dem Beifall der Leute Baumstämme ins Lager zu bringen, Baumstämme, die uns ernährten. Damals hatte ich noch nicht begriffen, dass nur Männer Jäger sein durften.

Mein Vater ging zu einem mit kleinen grünen Kugeln übersäten Strauch. Ich wollte von seinen Schultern herunter, doch er ließ mich nicht absteigen. Auf gar keinen Fall sollte ich die grünen Kugeln berühren. „Die Kügelchen sind giftig, Samaa. Sträucher sind zu nichts nütze, ihre Äste sind zu dünn, um verkauft und verarbeitet zu werden.“ Ich hatte gefragt, was er mit „verarbeitet“ meinte, doch ich weiß nicht mehr, was er mir darauf antwortete. Wie wurde mit Olts gearbeitet, was machte man daraus?

Ich sog seine Worte ein, was immer er auch sagte, und ich gehorchte ihm stets. Ich hielt ihn für weise, für mächtig.

Für unsterblich.

Beim letzten Umzug ging ich zu Fuß, wie die anderen. Ich folgte ihnen automatisch, ohne nachzudenken. Ich erinnere mich nur noch an eines: Meine Mutter war abgemagert, obwohl wir noch Vorräte hatten. Gelegentlich rollten Tränen über ihre sonnengebräunten Wangen. Es war der erste Umzug, bei dem mein Vater nicht dabei war. Ich hielt ihre Hand. Die meiste Zeit über merkte sie das gar nicht. Ihre Hand in meiner war schlaff, wie tot.

Auf ihrer Suche nach Bäumen entfernen sich die Jäger immer weiter von der großen Stadt. Mit der Zeit dauern ihre Streifzügen



ge immer länger. Denn diese verdammten Bäume sind furchtbar selten. Sie sind schuld daran, dass mein Vater nicht mehr nach Hause kam. Sie sind schuld daran, dass den Jägern tausend Gefahren begegnen. Und deshalb hasse ich es so, wenn die Älteste gerührt und mit Tränen in den Augen von den Bäumen schwafelt, vielen Dank.

Abgesehen davon, was weiß sie denn schon? Sie stammt nicht aus einer vergangenen Welt. Die Welt, von der sie erzählt, die gab es schon zu den Zeiten ihrer Ur-Ur-Urgroßeltern nicht mehr. Trotzdem hat sie uns so oft davon erzählt, dass sich mir alle Einzelheiten ins Gedächtnis gegraben haben. Stimmen kann das, was sie erzählt, trotzdem nicht. Denn wenn es früher so viele Tiere gab, warum gibt es dann heute nur noch die Raubtiere und die Kralls? Warum gibt es nur noch an manchen Stellen Mauern und seltsame Sandhaufen am Fuß der Dünen? Die Älteste sagt, dass das Leben versiegt. Aber was ist dann mit den Bäumen? Warum sollten sie denn noch hier sein, wenn nicht deshalb, damit sie unser Überleben ermöglichen?

Die Älteste trinkt wieder einen Schluck Suppe.

„Die Wüste hat gewonnen, die Bäume sterben. Sie verstecken sich in den Dolinen vor den gierigen Menschen. Die Leute aus der großen Stadt schmücken mit dem Olts ihre Häuser. Häuser, die so groß sind, dass unser ganzer Stamm in ein einziges davon passen würde. Doch ein toter Baum ist nichts wert. Ein lebender Baum dagegen ist das Leben selbst. Die Leute aus der Stadt sehen nichts, begreifen nichts, und die Jäger auch nicht. Es sind alles Idioten.“

Plötzlich zerreißt ein lang gezogener Schrei die Stille der Wüste.